

Auf dem alten Korntaler Friedhof

Von Karl Götz

Wenn ich den Haß und den Neid und den Unfrieden unter den Menschen sehe, im kleinsten Dorf, in den großen Städten und überall auf der Welt, wenn es mich brennt, daß sie sich nicht ineinander schicken wollen, Nachbarn nicht und Brüder nicht, daß sie sich mit allen Künsten das Leben sauer machen in der kurzen Spanne, in der sie auf dieser schönen Welt ihren Acker bestellen dürfen, daß sie sich wunder wie wichtig nehmen, sich und all das, wovon sie einmal doch nichts werden mitnehmen können, dann muß ich oftmals an einen merkwürdigen Friedhof bei uns im Land denken. Sie sagen dort in blühfroher Zuversicht Begräbnisgarten. Unter alten, efeu-umwachsenen Bäumen liegen viele übermooste kleine Sandsteinplatten schräg in Gras und Immergrün, eine wie die andere; denn seit Jesus der Allerniedrigste geworden sei, gälten alle Titel und Kittel nichts mehr, im Leben nicht und nachher erst recht nimmer. Gott rangiere seine Heiligen schon, habe der alte Prälat Bengel immer gesagt. Auf den Grabsteinen steht außer dem Namen und dem Geburts- und Sterbejahr keinerlei Zusatz, kein lobender für den unter dem Stein und kein mahnender für den, der davorsteht.

Auf diesem Gottesacker liegen die alten Bauern und Handwerker, die Kaufleute und Schullehrer, die sich vor über hundert Jahren an dem neuen und, wie sie sagten, viel zu leichten Gesangbuch gestoßen haben, an der neu-modischen und, wie sie meinten, ganz weltlichen Liturgie und an der neuen, aufgeklärten Lehre, von der sie sagten, daß sie kahl sei wie ein Baum ohne Laub. Die innere Not trieb diese Leute um, landauf, landab, und sie wanderten lieber in hellen Scharen nach Amerika oder bis zum heiligen Berge Ararat, als daß sie sich von einem geistlichen oder weltlichen Herrn in ihrem Gewissen hätten zwingen lassen. Einer von ihnen war der Bürgermeister von Leonberg, Gottlieb Wilhelm Hoffmann. Er schenkte den Herren im Landesregiment klaren Wein ein. Freilich, meinte er, könne man die Leute zurückhalten. Man brauche sie nur im eigenen Land Gemeinden gründen lassen, in denen sie in ehrerbietiger Respektierung aller

weltlichen Obrigkeit nach ihrem Sinn und Glauben würden leben können. Es schlossen sich immer mehr Männer um diesen Mann zusammen, die sich in ihrer Frömmigkeit an das hielten, was er ihnen oftmals sagte: „Gebt, helft, legt eure Kapitalien im Himmel an, der Antichrist kriegt doch noch genug von uns.“ Nach dickköpfigem Warten und Wehren erhielten diese Schwaben, die nicht auswanderten, ein königliches Privilegium. Da gründeten sie die Brüdergemeinde Korntal.

Sie haben einen Zustand friedlicher Brüderlichkeit untereinander, oder, wie sie sagten, das Reich Gottes schon auf dieser Welt, auch nicht schaffen können. Es sind dann die Jungen gekommen, die ja seit alters viele Dinge viel besser wissen als die Alten. Sie sagten, wo denn geschrieben stehe, daß das Reich Gottes in Korntal bei Stuttgart seinen Anfang nehmen solle? Sie zogen dann mit dem Sohn Wilhelm Hoffmanns, Christoph Hoffmann, ins Heilige Land, an den Berg Karmel, in die Ebenen Saron und Jesreel und nach Jerusalem, der hochgebauten Stadt.

Aber immer noch ist da in Korntal ein Häuflein, probiert, arm zu leben und reich zu handeln, lebt in der Hoffnung auf die Erscheinung ihres Herrn und auf die glorreiche Offenbarung seines Reiches, damit der Traum der Alten weitergeht, auch wenn andere es mit der geschickten Weltfrömmigkeit halten. Auch wenn man die Mißliebigen in Korntal schon längst nicht mehr ausweisen kann und einen Ortsarrest braucht, auch wenn es schon lange keine stillen Hausvisitationen mehr gibt, auch wenn man jetzt ohne Wissen der Vorsteher beherbergen kann wen man will, sich anverloben, nach wem einem das Herz steht, Geld aufnehmen, wie mans nötig hat, Bürgschaft leisten, so hoch man verspielen will. Die Männer, die sich in Demut solche Gesetze gaben, liegen unter den alten Tannen und unter Vogelbeerbüschen. Wenn sie die Welt auch nicht geändert haben, so lebt doch irgend etwas davon, daß Gottlieb Wilhelm Hoffmann auf seine einträglichen Ämter verzichtete, daß sich der Schullehrer Johannes Kullen alles gefallen ließ, daß Johann Adam Straub einen

schönen Gewinn am Dinkel in den Wind schlug, daß sich der Pfarrer Johann Jakob Friedrich lieber absetzen ließ, als daß er etwas gegen sein Gewissen getan hätte, es lebt noch etwas von dem Vertrauen des Landeskatecheten Maier, sein Herrgott werde ihn auch ohne Pensionsberechtigung durchbringen.

Ich habe Friedhöfe gesehen, von denen man sagt, daß sie die schönsten der Welt seien, den Stuttgarter Waldfriedhof, den Gottesgarten von Ohlsdorf bei Hamburg und den zauberhaften Begräbnispark von Glendale in Kalifornien, den ein amerikanischer Schriftsteller geradezu einen ersten Schritt in den Himmel genannt hat. Ich weiß nicht, warum mir aber der alte Korntaler Gottesacker noch besser gefällt. Vielleicht, weil ich weiß, daß die, die hier liegen und nach den Ordnungen der Brüdergemeinde nicht ausgegraben werden, schon zu ihren Lebzeiten nach dem Frieden im Ort und nach dem Frieden in ihren Ge-

mütern trachteten. Vielleicht, weil hier auch für die Augen ein Ort der Ruhe ist, vielleicht, weil man hier in einer besonderen Weise spürt, daß mit dem Tod all das Wettlaufen und Rangablaufen, all das Eifern miteinander und gegeneinander aufhört, vielleicht, weil es hier an Figuren und Inschriften nichts herumzurätseln gibt.

Als ich das letztmal unter den alten Bäumen stand, zwischen Efeu, Wegerich und Zittergras, als die roten Vogelbeeren wie Perlen auf die Gräber derer fielen, die sich bereiteten, als käme ihr Herr schon morgen und die doch fleißig bauten und pflanzten, als ginge es nicht tausend Jahre so fort, da trug der Wind Blasmusik durch die Luft. Es war das Lied, das den Alten in den Nöten und Nächten, in aller Vergänglichkeit der irdischen Dinge ihr schönster Trost war, es war der Choral vom Morgenglanz der Ewigkeit.

Herbstlied

Die Astern blühen gelb und braun,
des Todes erste Boten.

Die Wicke an dem Gartenzaun
hängt voll von grünen Schoten.

Der Mohn, das Köpflein aufgereckt,
streut hundert schwarze Körner.

Die Akelei hat aufgesteckt
die dunkelbraunen Hörner.

Ein Urwald ist das Bohnenland.
Und aus dem dunklen Laube
hängt grün und schwer der Früchtestand.
Es färbt sich schon die Traube.

Der Kohl, so rund, so voll und satt
kraut seine dicken Blätter.
Wie er sein Herz verschlossen hat!
So trotz er jedem Wetter!

Die Bienen in dem Bienenstand
haben in diesen Tagen
die Vorratsschränken bis zum Rand
mit Honig vollgetragen.

Die Sonnenblumen, goldumloht,
grüßen die Schwester ferne.
In ihren Körbchen, dunkelrot
reifen die weißen Kerne.

Den Apfelbaum lehrt seine Last
sich demutsvoll verneigen,
er beugt zum feuchten Gras sich fast
mit Früchten in den Zweigen.

Sie schenken alle, ohne Leid,
das Beste ihren Erben.
Und jubelnd ist, was wächst, bereit,
zu sterben, ja, zu sterben!

Helmut Paulus